

Die lang ersehnte Fortsetzung von  
**DIE SÄULEN DER ERDE**

**KEN  
FOLLETT**



**DIE  
TORE  
DER  
WELT**

Historischer Roman

**BASTEI ENTERTAINMENT** ■■■▶

# Über den Autor

Ken Follett, geboren 1949, arbeitete nach seinem Studium in London zunächst als Reporter, bevor ihm mit *Die Nadel* (1979) der Durchbruch gelang. Nach einer Reihe weiterer Thriller überraschte er Leser und Kritiker gleichermaßen mit dem historischen Roman *Die Säulen der Erde* (1990). Das Werk wurde zur Nr. 1 in den USA, Kanada, Großbritannien und Italien und hielt sich sechs Jahre lang auf der deutschen Bestsellerliste. In einer Umfrage des ZDF 2004 wurde es auf Platz 3 der beliebtesten Bücher der Deutschen gewählt. Mit *Die Tore der Welt* (2008) schrieb Ken Follet die lang ersehnte Fortsetzung seines Meisterwerks.

KEN FOLLETT

DIE TORE  
DER WELT

Roman

Übersetzung aus dem Englischen von  
Rainer Schumacher und Dietmar Schmidt

**BASTEI** ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der englischen Originalausgabe:  
»WORLD WITHOUT END«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © Ken Follett 2007  
Originalverlag: Macmillan, London/Dutton, New York

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2008 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus und Helmut W. Pesch  
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-0113-4

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

# Inhalt

Cover

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

ERSTER TEIL: November 1327

KAPITEL 1

KAPITEL 2

KAPITEL 3

KAPITEL 4

KAPITEL 5

ZWEITER TEIL: 8. bis 14. Juni 1337

KAPITEL 6

KAPITEL 7

KAPITEL 8

KAPITEL 9

KAPITEL 10

KAPITEL 11

KAPITEL 12

KAPITEL 13

DRITTER TEIL: Juni bis November 1337

KAPITEL 14

KAPITEL 15

KAPITEL 16

KAPITEL 17

KAPITEL 18

KAPITEL 19

KAPITEL 20

KAPITEL 21

KAPITEL 22

KAPITEL 23

KAPITEL 24

KAPITEL 25

KAPITEL 26

KAPITEL 27

KAPITEL 28

KAPITEL 29

VIERTER TEIL: Juni 1338 bis Mai 1339

KAPITEL 30

KAPITEL 31

KAPITEL 32

KAPITEL 33

KAPITEL 34

KAPITEL 35

KAPITEL 36

KAPITEL 37

KAPITEL 38

KAPITEL 39

KAPITEL 40

KAPITEL 41

KAPITEL 42

FÜNFTER TEIL: März 1346 bis Dezember 1348

KAPITEL 43

KAPITEL 44

KAPITEL 45

KAPITEL 46

KAPITEL 47

KAPITEL 48

KAPITEL 49

KAPITEL 50

KAPITEL 51

KAPITEL 52

KAPITEL 53

KAPITEL 54

KAPITEL 55

KAPITEL 56

KAPITEL 57

KAPITEL 58

KAPITEL 59

KAPITEL 60

KAPITEL 61

KAPITEL 62

SECHSTER TEIL: Januar 1349 bis Januar 1351

KAPITEL 63

KAPITEL 64

KAPITEL 65

KAPITEL 66

KAPITEL 67

KAPITEL 68

KAPITEL 69

KAPITEL 70

KAPITEL 71

KAPITEL 72

KAPITEL 73

KAPITEL 74

KAPITEL 75

KAPITEL 76

KAPITEL 77

KAPITEL 78

KAPITEL 79

KAPITEL 80

SIEBTER TEIL: März bis November 1361

KAPITEL 81

KAPITEL 82

KAPITEL 83

KAPITEL 84

KAPITEL 85

KAPITEL 86

KAPITEL 87

KAPITEL 88

KAPITEL 89

KAPITEL 90

KAPITEL 91

DANKSAGUNG

ZEITTADEL

STAMMBÄUME

NACHKOMMEN VON TOM BUILDER

NACHKOMMEN VON JACK BUILDER

FAMILIEN AUS WIGLEIGH

DIE FRANZÖSISCHE THRONFOLGE IM 14.

JAHRHUNDERT

Für Barbara

---

ERSTER TEIL

November 1327

# KAPITEL 1

Gwenda war acht Jahre alt, aber sie fürchtete sich nicht vor der Dunkelheit.

Darum hatte sie auch keine Angst, als sie die Augen öffnete und ringsum alles finster war. Gwenda wusste, wo sie sich befand: in der Priorei von Kingsbridge, in dem langen Steingebäude, das alle »Hospital« nannten. Sie lag auf dem Boden, auf einem Lager aus Stroh. Neben ihr lag ihre Mutter; an dem warmen, milchigen Geruch erkannte Gwenda, dass sie gerade den Säugling stillte, der noch keinen Namen hatte. Neben Ma lag Pa, und neben dem wiederum lag Gwendas älterer Bruder, der zwölfjährige Philemon. In Wahrheit hieß er Holger, doch im Alter von zehn Jahren hatte er beschlossen, Mönch zu werden, und überall verkündet, er habe seinen Namen in Philemon geändert, weil das frommer klänge. Tatsächlich redeten die meisten Leute ihn nun mit Philemon an; nur Ma und Pa sagten immer noch Holger zu ihm.

Das Hospital war überfüllt, und obwohl Gwenda die anderen Familien nicht sehen konnte, die auf dem Boden lagen, dicht an dicht wie Schafe in einem Pferch, so roch sie doch den ranzigen Gestank ihrer warmen Leiber. Wenn der Tag anbrach, war Allerheiligen, ein Sonntag dieses Jahr und daher ein ganz besonderer Feiertag. Umso schrecklicher war die Nacht davor: Samhain, eine gefährliche Zeit, in der böse Geister ungehindert um die Häuser zogen. Deshalb waren Hunderte von Menschen aus den umliegenden Dörfern nach Kingsbridge gekommen - so wie Gwendas Familie -, um Samhain auf dem heiligen Boden der Priorei zu verbringen und bei Sonnenaufgang am Hochamt zu Allerheiligen teilzunehmen.

Gwenda war wachsam, denn wie jeder vernünftige Mensch hatte sie Angst vor bösen Geistern, doch mehr

noch als böse Geister fürchtete sie, was sie während des Hochamts würde tun müssen.

Und so starrte sie in die Dunkelheit und versuchte, nicht an das zu denken, was ihr Angst machte. Sie wusste, dass sich an der Wand gegenüber ein Bogenfenster befand. Es gab kein Glas - nur die wichtigsten Gebäude hatten Glas -, aber ein Leinentuch hielt die kalte Herbstluft draußen. Trotzdem konnte Gwenda dort, wo das Fenster sein sollte, einen schwachen grauen Fleck erkennen. Sie war froh. Sie wollte den Morgen nicht kommen sehen.

Gwenda sah nichts, hörte jedoch umso mehr: Schnarchen und Husten und das Rascheln des Strohs, sobald jemand sich im Schlaf bewegte. Ein Kind schrie, als wäre es aus einem bösen Traum erwacht, verstummte jedoch nach ein paar raschen gemurmelten Koseworten. Dann und wann sprach jemand - unverständliche Halbworte, wie man sie im Schlaf von sich gibt. Von irgendwo kamen die Geräusche zweier Menschen, die das taten, was auch Gwendas Eltern taten, worüber sie aber nie redeten - das, was Gwenda »Grunzen« nannte, denn sie kannte kein anderes Wort dafür.

Viel zu schnell für Gwenda wurde es hell, doch es war bloß ein Mönch, der am Ostende des langen Raums, hinter dem Altar, mit einer Kerze in der Hand aus einer Tür kam. Er stellte die Kerze auf den Altar, zündete einen Wachsstock daran an und ging damit herum, um die Wandlampen zu entzünden. Dabei flackerte sein langer Schatten jedes Mal die Wand hinauf, und der Wachsstock traf sich mit einem Schattenwachsstock am Docht der Lampe.

Das zunehmende Licht fiel auf zusammengekauerte Gestalten auf dem Boden, in graubraune Mäntel gewickelt oder auf der Suche nach Wärme an ihre Nachbarn gedrängt. Kranke lagerten am Altar, weil sie dort am meisten von der Heiligkeit des Ortes profitieren konnten. Am gegenüber liegenden Ende führte eine Treppe in den

oberen Stock hinauf, wo sich die Kammern für adelige Besucher befanden, in denen zurzeit der Graf von Shiring mit einem Teil seiner Familie wohnte.

Der Mönch beugte sich über Gwenda, um die Lampe über ihrem Kopf zu entzünden. Dabei schaute er ihr in die Augen und lächelte. Gwenda musterte sein Gesicht im flackernden Schein der Flamme und erkannte ihn als Bruder Godwyn. Er war jung und gut aussehend, und am vergangenen Abend hatte er freundlich mit Philemon gesprochen.

Neben Gwenda war eine andere Familie aus ihrem Dorf: Samuel, ein wohlhabender Bauer mit großem Landbesitz, sowie seine Frau und seine beiden Söhne. Der jüngere, Wulfric, war ein sechsjähriger Lausebengel, der es für das Lustigste auf der Welt hielt, mit Eicheln nach Mädchen zu werfen und dann schnell wegzurennen.

Gwendas Familie war arm. Ihr Vater besaß kein Land; er verdingte sich bei jedem als Arbeiter, der ihn bezahlen wollte. Im Sommer gab es immer Arbeit, doch nach der Ernte, wenn die kalte Jahreszeit begann, litt die Familie oft Hunger.

Deshalb musste Gwenda stehlen.

Sie stellte sich vor, wie es wäre, geschnappt zu werden: eine grobe Männerhand, die sie am Arm packte und unbarmherzig festhielt, während sie sich hilflos wand; eine tiefe, grausame Stimme, die sagte: »Sieh an, eine kleine Diebin«; dann die Pein und die Demütigung der Auspeitschung und schließlich, am allerschlimmsten, der Schmerz und das Entsetzen, wenn man ihr die Hand abhackte.

Gwendas Vater hatte diese Strafe bereits erdulden müssen. Sein linker Arm endete in einem hässlichen, verschrumpelten Stumpf. Zwar kam er mit einer Hand recht gut zurecht; er konnte mit der Schaufel arbeiten, ein Pferd satteln und sogar ein Netz knüpfen, um Vögel zu fangen. Trotzdem wurde er im Frühling stets als letzter

Tagelöhner eingestellt und im Herbst als erster wieder entlassen. Und das Dorf verlassen und sich anderswo Arbeit suchen, das konnte er nicht, denn die fehlende Hand brandmarkte ihn als Dieb, sodass ihn niemand in Lohn und Brot nehmen würde. Wenn er unterwegs war, band er sich einen ausgestopften Handschuh an den Stumpf, damit ihm nicht gleich jeder Fremde aus dem Weg ging; doch die Menschen ließen sich nie lange von diesem Schwindel täuschen.

Gwenda hatte die Bestrafung ihres Vaters nicht mit eigenen Augen gesehen – da war sie noch nicht auf der Welt gewesen –, aber sie hatte es sich oft vorgestellt, und nun konnte sie nicht anders, als sich immer wieder auszumalen, wie ihr das gleiche Schicksal widerfuhr. Vor ihrem geistigen Auge sah sie bereits die Axt auf ihr Handgelenk niedersausen, sah, wie sie Fleisch und Knochen durchdrang und ihr die Hand vom Arm trennte, sodass sie nie wieder angenäht werden konnte. Sie musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu schreien.

Die Leute standen auf, streckten sich, gähnten und rieben sich die Gesichter. Auch Gwenda erhob sich und schüttelte ihre Kleider aus. Alles, was sie am Leibe trug, hatte zuvor ihrem älteren Bruder gehört: das wollene Hemd, das ihr bis zu den Knien reichte, und der Kittel, der an der Hüfte mit einem Hanfseil zusammengebunden war. Ihre Schuhe hatten einst Schnürsenkel gehabt, doch die Löcher waren gerissen, die Senkel verschwunden, und so band Gwenda sich die Schuhe mit geflochtenem Stroh fest. Als sie schließlich ihr Haar unter eine Kappe aus Eichhörnchenschwänzen geschoben hatte, war sie fertig angezogen.

Gwenda schaute zu ihrem Vater; dieser deutete unauffällig zu einer Familie auf der anderen Seite, einem Paar mittleren Alters mit zwei Söhnen, nur wenig älter als Gwenda. Der Mann war klein und schwächling, mit lockigem rotem Bart. Er schnallte sich ein Schwert um, was

erkennen ließ, dass er Soldat oder Ritter war, denn gewöhnlichen Leuten war es nicht gestattet, Schwerter zu tragen. Sein Weib war eine dünne Frau, schroff und herrisch und mit mürrischem Gesicht. Während Gwenda sie musterte, nickte Bruder Godwyn respektvoll und sagte: »Guten Morgen, Sir Gerald, Lady Maud.«

Nun sah Gwenda auch, was die Aufmerksamkeit ihres Vaters erregt hatte. Sir Gerald trug am Gürtel eine Börse, die an einem Lederriemen hing. Die Börse war prall gefüllt. Sie sah aus, als enthielte sie mehrere Hundert kleine, dünne Silberpennys, Halfpennys und Farthings, die Währung in England. Das war so viel Geld, wie Gwendas Pa in einem Jahr verdiente – falls er denn Arbeit fand. In jedem Fall wäre das mehr als genug, um die Familie bis zur Aussaat im Frühling zu ernähren. Vielleicht enthielt die Börse sogar Goldmünzen aus fremden Ländern, Florine aus Florenz zum Beispiel oder Dukaten aus Venedig.

Gwenda trug ein kleines Messer in einer Holzscheide an einer Kordel um ihren Hals. Die scharfe Klinge würde das Lederband rasch durchtrennen, sodass die Börse in ihre kleine Hand fallen konnte ... Es sei denn, Sir Gerald spürte etwas und packte sie, bevor sie die Beute in Sicherheit bringen konnte.

Godwyn hob die Stimme, um sich über das Gemurmel im Hospital hinweg verständlich zu machen. »Um der Liebe Christi willen, der uns Mildtätigkeit lehrt, wird nach dem Hochamt an Allerheiligen ein Frühstück ausgegeben«, verkündete er. »Bis dahin gibt es klares Trinkwasser aus dem Brunnen im Hof. Und vergesst nicht, die Latrinen draußen zu benutzen. Hier drinnen wird nicht gepisst!«

Die Mönche und Nonnen waren sehr streng, was Reinlichkeit betraf. Vergangene Nacht hatte Bruder Godwyn einen sechsjährigen Jungen dabei erwischt, wie er in eine Ecke gepinkelt hatte, und daraufhin die gesamte Familie vor die Tür gesetzt. Weil sie keinen Penny gehabt hatten, um in einem Gasthaus unterzukommen, hatten sie

die kalte Oktobernacht zitternd auf dem Steinboden im nördlichen Vorbau der Kathedrale verbringen müssen. Auch Tiere waren verboten. Hop, Gwendas dreibeiniger Hund, war ebenfalls vor die Tür gesetzt worden. Sie fragte sich, wo er wohl genächtigt hatte.

Als alle Lampen entzündet waren, öffnete Godwyn die große Holztür nach draußen. Die Nachtluft brannte in Gwendas Ohren und auf ihrer Nasenspitze. Die Gäste, die über Nacht geblieben waren, zogen die Mäntel um die Schultern und schlurften hinaus. Als Sir Gerald und seine Familie sich in Bewegung setzten, reihten Ma und Pa sich hinter ihnen ein, und Gwenda und Philemon folgten ihnen auf dem Fuß.

Bis jetzt hatte zumeist Philemon das Stehlen übernommen, doch gestern war er auf dem Markt von Kingsbridge beinahe gefasst worden. Er hatte einen kleinen Krug mit kostbarem Öl vom Stand eines italienischen Händlers stibitzt, das gute Stück jedoch zu Boden fallen lassen, sodass jeder ihn gesehen hatte. Zum Glück war der Krug nicht zerbrochen, doch Philemon hatte so tun müssen, als hätte er ihn aus Versehen von dem Stand heruntergestoßen.

Und noch etwas setzte Philemons Diebeskarriere ein Ende: Bis vor Kurzem war er klein und unscheinbar gewesen, wie Gwenda, doch im letzten Jahr war er mehrere Zoll gewachsen; seine Stimme war tief geworden und seine Bewegungen unbeholfen, als könne er sich nicht an seinen neuen, größeren Körper gewöhnen. Vergangenen Abend, nach dem Vorfall mit dem Ölkrug, hatte Papa verkündet, Philemon sei nun zu groß für ernsthafte Diebereien; daher fiel diese Aufgabe fortan Gwenda zu.

Das war auch der Grund, weshalb sie fast die ganze Nacht wach gelegen hatte.

Nun gingen sie durch die Tür und sahen zwei Reihen zitternder Nonnen, die Fackeln in die Höhe hielten, um den Weg vom Hospital zum großen Westportal der Kathedrale

von Kingsbridge zu erleuchten. Schatten flackerten am Rande des Fackelscheins. Es sah aus, als tollten die Geister und Kobolde der Nacht dicht außerhalb des Sichtfeldes umher und nur die Frömmigkeit der Nonnen hielt sie vom Näherkommen ab.

Gwenda rechnete damit, dass Hop draußen auf sie wartete, doch der Hund war nirgends zu sehen. Vielleicht hatte er ja einen warmen Schlafplatz gefunden. Während sie zur Kirche gingen, achtete Pa sorgsam darauf, dass sie stets ganz in der Nähe von Sir Gerald blieben. Gwenda quiekte, als jemand von hinten schmerzhaft an ihrem Haar zerrte. Wenn das nicht so ein vermaledeiter Kobold gewesen war! Doch als sie sich umdrehte, sah sie Wulfric, den sechsjährigen Plagegeist aus der Nachbarschaft. Lachend sprang er aus ihrer Reichweite – geradewegs in die Arme seines Vaters. Der knurrte: »Benimm dich!«, und gab ihm eine Kopfnuss, worauf Wulfric in Tränen ausbrach.

Die Kathedrale war ein gestaltloser Koloss, der düster und gewaltig über der dicht gedrängten Menschenmenge aufragte und von dem sich nur die unteren Teile deutlich erkennen ließen: Bögen und Mittelpfosten wurden durch das unstete Fackellicht in Orange und Rot getaucht. Die Prozession wurde langsamer, als sie sich dem Eingang des Gotteshauses näherte, und Gwenda konnte eine Gruppe von Stadtbewohnern ausmachen, die aus der anderen Richtung kam; es waren Hunderte, vielleicht sogar Tausende, schätzte Gwenda ... Obwohl sie nicht sicher war, denn sie konnte gerade mal bis zehn zählen.

Die Menschenmenge schob sich durch die Vorhalle. Das unstete Fackellicht fiel auf die Statuen an den Gewänden und ließ sie einen zuckenden Tanz aufführen. In den unteren Zonen gab es finstere Dämonen und schreckliche Untiere. Gwenda sah Drachen und Greife, einen Bären mit Menschenkopf und sogar einen Hund mit zwei Leibern, jedoch nur einer Schnauze. Sie riss die Augen auf und schluckte, so schrecklich war das alles anzuschauen. Da

gab es Bestien, die mit Menschen kämpften; sogar einen Teufel, der einem Mann eine Schlinge um den Hals legte; daneben waren ein fuchsartiges Untier, das eine Frau an den Haaren zog, und ein Adler, der mit den Klauen einen nackten Mann aufspießte. Über diesen gottlosen Kreaturen standen die Heiligen unter schützenden Baldachinen. Darüber wiederum thronten die Apostel. Dann, in dem Bogenfeld gleich über der Tür, stand der heilige Petrus mit seinem Schlüssel, und der heilige Paulus mit einer Schriftrolle in der Hand schaute betend zu Jesus hinauf.

Gwenda wusste, dass Jesus die Menschen lehrte, nicht zu sündigen, und dass Sünder von Dämonen gepeinigt wurden, doch Menschen machten ihr mehr Angst als Dämonen. Wenn es ihr nicht gelang, Sir Gerald's Börse zu stehlen, würde Pa sie verprügeln. Und schlimmer noch: Dann hätte ihre Familie nichts zu essen außer Suppe mit Eicheln. Gwenda und Philemon müssten wochenlang hungern. Mas Brüste würden austrocknen, und das neue Baby würde genauso sterben wie die beiden davor. Pa würde tagelang verschwinden, und wenn er zurückkam, hätte er nicht mehr dabei als einen dürren Reiher oder ein paar Eichhörnchen. Hungrig zu sein war schlimmer, als verprügelt zu werden. Es tat länger weh.

Gwenda hatte das Stehlen erlernt, kaum dass sie laufen konnte: einen Apfel von einem Stand, ein frisch gelegtes Ei von der Henne des Nachbarn, ein arglos von einem Säuer liegen gelassenes Messer in einer Schänke. Aber Geld zu entwenden war etwas anderes. Wenn man sie dabei erwischte, wie sie Sir Gerald seine Börse stibitzte, würde es ihr nichts nützen, in bittere Tränen auszubrechen und darauf zu hoffen, dass man Gnade vor Recht ergehen ließ wie damals, als sie der weichherzigen Nonne die hübschen Lederschuhe gestohlen hatte. Die Börse eines Ritters zu schneiden war keine lässliche Kindersünde; es war ein Erwachsenenverbrechen, und dementsprechend würde man sie bestrafen.

Gwenda versuchte, nicht darüber nachzudenken. Sie war klein, geschickt und flink, und sie würde sich die Börse so schnell und lautlos schnappen wie ein Geist ... Vorausgesetzt, sie konnte ihr Zittern im Zaum halten.

Die Kirche war bereits voller Menschen. In den Seitenschiffen hielten kapuzenverhüllte Mönche Fackeln, die ein unstetes rotes Licht verbreiteten. Die hohen Säulen des Hauptschiffs verschwanden in der Dunkelheit des mächtigen Gewölbes. Gwenda hielt sich dicht bei Sir Gerald, als die Menschenmenge in Richtung Altar drängte. Der rotbärtige Ritter und seine dünne Frau bemerkten Gwenda nicht, und ihre beiden Söhne schenkten ihr ebenso wenig Beachtung wie den Kathedralenwänden. Gwendas Familie ließ sich zurückfallen, und das Mädchen verlor sie aus dem Blick.

Das Hauptschiff füllte sich nun rasch. Gwenda hatte noch nie so viele Menschen an einem Ort gesehen: Hier ging es geschäftiger zu als am Markttag auf dem grasbewachsenen Kathedralenvorplatz. Fröhlich begrüßten die Menschen einander. Im Gotteshaus fühlten sie sich vor bösen Geistern sicher. Ihre Stimmen hallten gespenstisch in dem riesigen Kircheninnern wider und schienen aus allen Richtungen zugleich zu kommen.

Dann läutete die Glocke, und die Menge verstummte.

Sir Gerald stand bei einer Familie aus der Stadt. Die Leute trugen Mäntel aus feinem Stoff; vermutlich waren sie reiche Wollhändler. Neben dem Ritter stand ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Gwenda schob sich hinter die beiden, wobei sie versuchte, so unauffällig wie möglich zu sein, doch zu ihrem Entsetzen schaute das Mädchen sie plötzlich an und lächelte beruhigend, als wollte es sagen: Hab keine Angst!

Am Rand der Menge löschten die Mönche ihre Fackeln, eine nach der anderen, bis das innere der Kirche in völlige Dunkelheit getaucht war.

Gwenda atmete auf, fragte sich jedoch, ob das reiche Mädchen sich später an sie erinnern würde. Das Mädchen hatte sie nicht bloß flüchtig gemustert, wie die meisten Menschen; sie hatte Gwenda in die Augen geschaut, hatte erkannt, dass sie sich fürchtete, und sie freundlich angelächelt. Doch es waren Hunderte von Kindern in der Kathedrale, und in dem trüben Licht konnte das Mädchen sich unmöglich Gwendas Gesichtszüge eingepägt haben ... Oder? Gwenda versuchte, diesen beängstigenden Gedanken zu verdrängen.

Unsichtbar in der Dunkelheit schob sie sich vor und schlüpfte geräuschlos zwischen die beiden Gestalten. Sie spürte die weiche Wolle des Mädchenmantels auf der einen Seite und den steiferen Stoff des alten Waffenrocks, den der Ritter trug, auf der anderen. Jetzt musste sie nur noch den Arm ausstrecken, ein rascher Schnitt - und die Börse gehörte ihr.

Gwenda griff an ihr Halsband und zog das kleine Messer aus der Scheide.

In die Stille hinein erklang ein fürchterlicher Schrei. Gwenda hatte damit gerechnet - Mama hatte ihr erklärt, was während des Gottesdienstes so alles vor sich ging -, trotzdem erschrak sie bis ins Mark. Es klang, als würde jemand gefoltert.

Dann ertönte ein hartes Trommeln, als schläge jemand auf eine Metallplatte. Weitere Geräusche folgten: schrilles Heulen, irres Lachen, ein Jagdhorn, Rasseln, Tierstimmen, eine zersprungene Glocke. In der Gemeinde begann ein Kind zu plärren; andere fielen ein. Ein paar Erwachsene lachten nervös. Sie wussten, dass die Mönche diese Geräusche machten, doch es war eine höllische Kakophonie.

Jetzt ist nicht der geeignete Augenblick, um sich die Börse zu schnappen, dachte Gwenda ängstlich. Alle waren angespannt und wachsam. Der Ritter würde jede noch so leichte Berührung bemerken.

Der teuflische Lärm wurde lauter. Dann kam ein neues Geräusch hinzu: Musik. Zuerst war sie so leise, dass Gwenda nicht sicher war, ob sie die Klänge wirklich hörte, doch nach und nach wurden sie lauter: Die Nonnen sangen. Gwenda spürte, wie Spannung sie erfasste.

Und dann war es so weit. Gwenda bewegte sich so lautlos wie ein Schatten und so leicht wie die Luft, als sie sich Sir Gerald zuwandte. Sie wusste genau, was er trug: eine dicke Wollrobe, an der Hüfte von einem breiten, metallbeschlagenen Gürtel gehalten, an dem seine Börse mit einem Lederband befestigt war. Über der Robe trug er einen bestickten Waffenrock, ein edles, jedoch abgetragenes Stück mit gelben Knöpfen aus Bein. Er hatte ihn hoch zugeknöpft, doch zwei, drei Knöpfe standen noch offen – entweder aus Nachlässigkeit oder weil der Weg vom Hospital in die Kirche so kurz gewesen war.

So sanft und vorsichtig sie konnte, legte Gwenda eine schmale Hand auf des Ritters Rock. Sie stellte sich vor, ihre Hand sei eine Spinne, die so leicht und lautlos dahinhuschte, dass Sir Gerald sie unmöglich zu spüren vermochte. Diese Spinnenhand ließ Gwenda nun vorn über den Rock huschen, dann unter den Rocksäum und an dem schweren Gürtel entlang, bis sie die Börse ertastete.

Der Höllenlärm verebbte, während die Musik immer lauter erschalle. In den vorderen Reihen erhob sich ehrfürchtiges Raunen. Gwenda konnte nichts sehen, aber sie wusste, dass auf dem Altar eine Lampe entzündet worden war, die eine Reliquie beleuchtete: einen prachtvoll beschnitzten Kasten aus Ebenholz und Gold, in dem sich die Gebeine des heiligen Adolphus befanden. Als vorhin das Licht in der Kirche erlosch, war der Kasten noch nicht da gewesen, doch nun – o Wunder! – stand er dort. Die Menge drängte nach vorn; alle wollten der heiligen Reliquie nahe sein. Als Gwenda zwischen Sir Gerald und dem Mann vor ihm eingequetscht wurde, hob sie die rechte Hand und setzte die Messerklinge ans Band der Börse.

Das Leder war zäh, und mit dem ersten Streich gelang es ihr nicht, das Band durchzuschneiden. Sie sägte nach Leibeskräften und hoffte verzweifelt, Sir Gerald möge von der Szene am Altar so sehr gefesselt sein, dass er nicht bemerkte, was direkt vor seiner Nase geschah. Gwenda hob kurz den Blick und sah voller Schrecken, dass sie wieder die Umrisse der Menschen erkennen konnte: Die Mönche und Nonnen zündeten Kerzen an. Jeden Augenblick würde es deutlich heller werden!

Gwenda riss kräftig an dem Messer und spürte, wie das Band nachgab. Sir Gerald knurrte leise. Hatte er etwas gespürt, oder war es eine Reaktion auf das Spektakel am Altar? Die Börse fiel und landete in Gwendas Hand, war aber zu groß, als dass das Mädchen sie hätte fangen können, und drohte ihren Fingern zu entgleiten. Einen schrecklichen Augenblick lang fürchtete Gwenda, sie fallen zu lassen und inmitten der Menschenmenge auf dem Boden zu verlieren; dann bekam sie den Beutel zu fassen und hielt ihn fest.

Erleichterung durchströmte Gwenda wie eine Welle.

Doch noch immer schwebte sie in großer Gefahr. Ihr Herz schlug so laut, dass sie glaubte, jeder müsse es hören. Rasch drehte sie sich um, sodass sie dem Ritter den Rücken zukehrte. Noch in der Bewegung stopfte sie die Börse vorne in ihren Kittel, wo der schwere Lederbeutel jedoch eine verdächtige Wölbung bildete, die ihr über den Gürtel hing wie der Bauch eines alten Mannes. Gwenda schob die Börse zur Seite, wo sie sie wenigstens teilweise mit dem Arm verdecken konnte. Zwar wäre sie da noch immer zu sehen, wenn das Licht heller wurde, doch es gab keinen besseren Platz, um sie zu verstecken.

Gwenda schob das Messer wieder in die Scheide. Jetzt musste sie rasch verschwinden, ehe Sir Gerald seinen Verlust bemerkte. Doch das Gedränge der Gläubigen, das ihr eben noch geholfen hatte, die Börse unbemerkt an sich zu nehmen, hinderte sie nun an der Flucht. Sie versuchte,

rückwärtszugehen und sich zwischen den Leibern hindurchzuzwängen, doch noch immer zog es die Leute nach vorn, so begierig waren sie, einen Blick auf die Gebeine des Heiligen zu werfen. Gwenda saß in der Falle. Sie konnte sich nicht bewegen, stand noch immer genau vor dem Mann, den sie bestohlen hatte.

Eine Stimme sagte ihr ins Ohr: »Alles in Ordnung?«

Es war das reiche Mädchen. Gwenda kämpfte gegen die aufkeimende Panik an. Sie musste unsichtbar sein. Ein hilfsbereites, älteres Kind konnte sie jetzt am allerwenigsten gebrauchen. Sie schwieg.

»Seid vorsichtig«, sagte das Mädchen zu den Leuten um sie herum. »Ihr zerquetscht ja das arme kleine Ding!«

Gwenda hätte sich am liebsten in Luft aufgelöst. Die Fürsorglichkeit des Mädchens würde noch dazu führen, dass man ihr die Hand abhackte!

In dem verzweifelten Versuch davonzukommen drückte sie dem Mann vor sich die Hände ins Kreuz und stieß sich nach hinten ab. Doch das brachte ihr lediglich die Aufmerksamkeit Sir Gerald's ein.

»Oh, du armes Ding! Du kannst nichts sehen, weil du so klein bist, nicht wahr?«, sagte der Bestohlene mit freundlicher Stimme, und zu Gwendas Entsetzen packte er sie unter den Armen und hob sie hoch.

Sie war hilflos. Sir Gerald's große Hand in ihrer Achselhöhle war nur zwei Fingerbreit von der Börse entfernt. Gwenda drehte sich nach vorne, sodass er nur ihren Hinterkopf sehen konnte, und schaute über die Menge hinweg zum Altar, wo die Mönche und Nonnen weitere Kerzen entzündeten und zu Ehren des Heiligen fromme Lieder sangen. Hinter ihnen drang ein schwacher Lichtschein durch das große Rosettenfenster an der Ostfassade: Der Morgen brach an und jagte die bösen Geister davon. Der dämonische Lärm war nun gänzlich verstummt, und der Gesang schwoll noch immer an. Ein großer, gut aussehender Mönch trat an den Altar. Gwenda

erkannte ihn als Anthony, den Prior von Kingsbridge. Er hob die Hände zum Segen und sagte laut: »Und wieder einmal wurden das Böse und die Dunkelheit dieser Welt durch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Harmonie und das Licht von Gottes heiliger Kirche verbannt.«

»Amen!«, dröhnte es durch die Kathedrale, und alle schlugen das Kreuzzeichen, womit die Zeremonie endete.

Gwenda wand sich im Griff des Ritters, und Sir Gerald verstand und setzte sie ab. Das Gesicht noch immer von ihm abgewandt, schob Gwenda sich an ihm vorbei und hielt auf den hinteren Teil der Menge zu. Die Menschen drängten jetzt nicht mehr zum Altar, und so konnte Gwenda sich zwischen ihnen hindurchzwängen. Je weiter sie nach hinten kam, desto leichter wurde es für sie, bis sie sich schließlich am großen Westportal wiederfand, wo ihre Familie bereits auf sie und die Beute wartete.

Pa schaute sie erwartungsvoll an, bereit, wütend zu werden, sollte sie versagt haben. Gwenda holte die Börse aus ihrem Hemd und warf sie ihm zu; sie war froh, das Ding loszuwerden. Pa fing die Börse auf, drehte sich ein wenig zur Seite und warf einen verstohlenen Blick hinein. Gwenda sah ihn grinsen. Dann reichte er die Börse an Ma weiter, die sie rasch in den Falten der Decke verschwinden ließ, die sie um das Baby gewickelt hatte.

Das Martyrium war vorbei, die Gefahr jedoch nicht. »Ein Mädchen hat mich bemerkt«, berichtete Gwenda und hörte die schrille Angst in ihrer Stimme.

Zorn loderte in Pas kleinen, dunklen Augen auf. »Hat dieses Mädchen gesehen, was du getan hast?«

»Nein, aber sie hat zu den Leuten gesagt, sie sollten mich nicht totquetschen, und da hat der Ritter mich hochgehoben, damit ich besser sehen kann.«

Ma stieß ein leises Stöhnen aus.

Pa sagte: »Dann hat er dein Gesicht gesehen?«

»Ich habe versucht, es von ihm wegzudrehen.«

»Trotzdem ist es besser, wenn er dir nicht noch mal über den Weg läuft«, sagte Pa. »Wir gehen nicht mehr ins Hospital zurück. Wir frühstücken in einer Schänke.«

Ma sagte: »Wir können uns nicht den ganzen Tag verstecken.« »Nein, aber wir können in der Menge untertauchen.«

Gwenda atmete ein wenig auf. Offenbar hielt Pa die Situation nicht für gar so gefährlich. Gwenda war froh, dass nun er wieder das Kommando übernahm und sie von der Verantwortung befreite.

»Außerdem«, fuhr Pa fort, »habe ich den wässrigen Brei der Mönche satt. Ich will Brot und Fleisch. Jetzt können wir's uns leisten!«

Sie traten aus der Kirche hinaus in die Morgendämmerung. Der Himmel war perlgrau. Gwenda wollte Mas Hand halten, aber das Baby fing zu schreien an, und Ma war abgelenkt. Dann erblickte Gwenda einen kleinen, dreibeinigen Hund mit schwarzem Gesicht, der mit vertrautem Humpeln auf den Kathedralenplatz lief. »Hop!«, rief Gwenda, hob ihn hoch und drückte ihn an sich.

## KAPITEL 2

Merthin war elf, ein Jahr älter als sein Bruder Ralph; doch zu seinem größten Verdruss war Ralph größer und stärker.

Das sorgte für Probleme mit den Eltern. Der Vater der Jungen, Sir Gerald, war Soldat, und so konnte er seine Enttäuschung nicht verbergen, wenn Merthin sich als unfähig erwies, eine schwere Lanze hochzuheben, Erschöpfung zeigte, noch ehe der Baum gefällt war, oder weinend nach Hause kam, wenn er einen Kampf verloren hatte. Und ihre Mutter, Lady Maud, machte alles noch schlimmer. Immer wieder brachte sie Merthin mit ihrer übertriebenen Fürsorge in Verlegenheit, wo es dem Jungen doch viel lieber gewesen wäre, sie würde so tun, als hätte sie nichts bemerkt. Wann immer Vater seinen Stolz auf den großen, starken Ralph bekundete, versuchte Mutter, einen Ausgleich zu schaffen, indem sie Ralphs Mangel an Intelligenz hervorhob. Ralph war in der Tat ein wenig langsam im Denken, doch dafür konnte er nichts, und wann immer jemand ihn deswegen verspottete, geriet er in Wut, und es war an der Tagesordnung, dass er sich mit anderen Jungen rauft.

Am Morgen von Allerheiligen waren beide Eltern gereizt. Sir Gerald hatte nicht nach Kingsbridge kommen wollen, doch ihm war keine Wahl geblieben: Er schuldete der Priorei Geld. Allerdings konnte er seine Schulden nicht zahlen, sodass Lady Maud zu ihm sagte, man würde ihm seine Ländereien wegnehmen, worauf Sir Gerald sie daran erinnerte, dass er von Thomas abstamme, der in dem Jahr zum Grafen von Shiring erhoben worden war, als König Heinrich II. den Erzbischof Becket ermordet hatte. Graf Thomas wiederum war der Sohn von Jack Builder, dem Erbauer der Kathedrale von Kingsbridge, und Lady Aliena von Shiring gewesen - einem beinahe schon legendären

Paar, dessen Geschichte an langen Winterabenden in einem Atemzug mit den Heldensagen Karls des Großen und Rolands erzählt wurde. Angesichts einer solchen Ahnenreihe könne kein Mönch seine Länder konfiszieren, rief Sir Gerald wutentbrannt, vor allem nicht dieses alte Waschweib Prior Anthony. Als ihr Gemahl zu toben begann, legte sich ein Ausdruck müder Resignation auf Mauds Gesicht, und sie wandte sich ab.

Prior Anthony mochte ja ein altes Waschweib sein, aber er war zumindest Manns genug gewesen, sich bei Sir Gerald Lehnsherrn, dem derzeitigen Grafen von Shiring, über den säumigen Schuldner zu beschweren. Das war der Grund für Sir Gerald schlechte Laune, die sich auch durch das Spektakel in der Kathedrale nicht gebessert hatte.

Merthin hingegen hatte das Schauspiel genossen: die Dunkelheit, die seltsamen Geräusche, die Musik, die so leise begonnen hatte und dann so laut geworden war, dass sie die ganze Kirche erfüllte, und schließlich das bedächtige Entzünden der Kerzen. Auch hatte Merthin, als es wieder heller geworden war, bemerkt, dass einige Leute die Dunkelheit ausgenutzt hatten, um kleinere Sünden zu begehen, welche ihnen nun vergeben werden konnten: So hatte er im aufflammenden Licht zwei Mönche gesehen, die sich geküsst und hastig voneinander abgelassen hatten, als es so plötzlich hell geworden war, und einen durchtriebenen Kaufmann, der rasch die Hand vom üppigen Busen einer lächelnden Frau genommen hatte, die das Weib eines anderen zu sein schien.

Merthin war noch immer ganz aufgeregt, als sie ins Hospital zurückkehrten.

Während sie nun darauf warteten, dass die Nonnen das Frühstück austeilten, ging ein Küchenjunge durch den Raum. Er trug ein Tablett mit einem großen Krug Bier und einem Teller heißen Salzfleischs die Treppe hinauf. Mürrisch bemerkte Lady Maud: »Man hätte doch meinen sollen, dass dein Verwandter, der Graf, uns einlädt, mit ihm

in seinem Privatgemach zu speisen. Schließlich war deine Großmutter die Schwester seines Großvaters.«

Graf Roland hatte Gerald für heute nach Kingsbridge bestellt, um sich mit ihm und dem Prior zusammzusetzen und eine Lösung zu besprechen.

Sir Gerald erwiderte: »Wenn du keinen Brei willst, können wir ja in eine Schänke gehen.«

Merthin spitzte die Ohren. Er mochte das Frühstück mit frischem Brot und Salzbutter im Wirtshaus. Aber Mutter sagte: »Das können wir uns nicht leisten.«

»Doch, können wir«, widersprach Sir Gerald und tastete nach seiner Börse – und das war der Augenblick, da er bemerkte, dass sie verschwunden war.

Zuerst schaute er auf den Boden, als wäre sie hinuntergefallen; dann bemerkte er den Schnitt am Lederband und brüllte entrüstet auf. Alle drehten sich zu ihm um, mit Ausnahme von Lady Maud, die zu Boden blickte. Merthin hörte sie leise vor sich hin murmeln: »Das war alles, was wir hatten.«

Sir Gerald funkelte die anderen Gäste im Hospital vorwurfsvoll an. Die lange Narbe, die von seiner rechten Schläfe bis zum linken Auge verlief, verdunkelte sich vor Zorn. Gespannte Stille senkte sich über den Raum. Ein wütender Ritter war gefährlich, selbst einer, der offensichtlich vom Pech verfolgt war.

Dann sagte Lady Maud: »Ohne Zweifel hat man dich in der Kirche beraubt.«

Merthin vermutete, dass sie recht hatte. In der Dunkelheit hatten die Leute nicht nur Küsse gestohlen.

»Sakrileg!«, rief Vater.

»Ich nehme an, es ist passiert, als du dieses kleine Mädchen hochgehoben hast«, fuhr Mutter fort. Ihr Gesicht war verzerrt, als hätte sie etwas Bitteres gegessen. »Der Dieb hat dir vermutlich von hinten um die Hüfte gegriffen.«

»Er muss gefunden werden!«, brüllte Vater.

Der junge Mönch mit Namen Godwyn meldete sich zu Wort. »Was geschehen ist, bedaure ich, Sir Gerald. Ich werde sofort gehen und John Constable Bescheid geben. Er kann dann nach einem armen Kerl suchen, der unverhofft zu Reichtum gelangt ist.«

Dieser Plan kam Merthin nicht gerade vielversprechend vor. Es gab Tausende von armen Menschen in der Stadt und noch Hunderte mehr von außerhalb. Der Büttel konnte sie unmöglich alle beobachten.

Aber Vater zeigte sich beschwichtigt. »Der Schuft soll hängen!«, sagte er mit nicht mehr ganz so lauter Stimme.

»Und in der Zwischenzeit ... Vielleicht wollt ihr, Lady Maud und Eure Söhne uns ja die Ehre geben, Euch an den Tisch vor dem Altar zu setzen«, schlug Godwyn vor.

Vater knurrte. Merthin wusste, dass es ihn freute, einen höheren Status als die Masse der Gäste zugesprochen zu bekommen, die auf demselben Boden essen mussten, auf dem sie auch geschlafen hatten.

Der Augenblick, da Gewalt in der Luft gehangen hatte, verging, und Merthin entspannte sich ein wenig; doch als die vier ihre Plätze am Altar einnahmen, fragte er sich besorgt, was nun aus der Familie werden würde. Sein Vater war ein tapferer Soldat – das sagte jeder. Sir Gerald hatte für den alten König bei Boroughbridge gefochten, wo ihm das Schwert eines Lancaster-Rebellen die Narbe auf der Stirn beigebracht hatte. Aber das Schicksal hatte es nicht gut mit ihm gemeint. Viele Ritter machten in der Schlacht reiche Beute: geplünderte Juwelen, eine Wagenladung flämisches Tuch und italienische Seide oder den geliebten Vater einer hochwohlgeborenen Familie, der ein Lösegeld von tausend Pfund wert war. Sir Gerald hatte jedoch nie viel nach Hause gebracht. Trotzdem musste er nach wie vor Waffen, Rüstung und ein teures Schlachtross finanzieren, um weiter seine Pflicht dem König gegenüber erfüllen zu können, und aus unerfindlichen Gründen reichten die Erträge seiner Ländereien dafür nie aus. Also

hatte er gegen den Willen seiner Frau begonnen, sich das Geld zu leihen.

Die Küchenhilfen brachten einen dampfenden Kessel herein. Sir Gerald's Familie wurde als erste bedient. Der Brei war aus Gerste gemacht, gewürzt mit Rosmarin und Salz. Ralph, der die Familienkrise nicht verstand, begann aufgeregt über das Hochamt zu reden, doch die mürrische Stille, die auf seine Worte folgte, brachte ihn zum Schweigen.

Nachdem der Brei gegessen war, ging Merthin zum Altar. Dahinter hatte er seinen Bogen und seine Pfeile verstaut. Jeder zögerte, etwas von einem Altar zu stehlen. Natürlich überwand manch einer seine Angst, wenn die Versuchung groß genug war, aber ein selbst gemachter Bogen war keine große Beute. Also war er tatsächlich noch da.

Merthin war stolz auf seine Waffe. Natürlich war sie klein; um einen großen Sechs-Fuß-Bogen zu spannen, bedurfte es der Kraft eines Erwachsenen. Merthins Bogen war vier Fuß lang und schlank, doch in jeder anderen Hinsicht glich er dem typischen englischen Langbogen, der schon so viel schottisches Bergvolk, walisische Rebellen und französische Ritter in Harnisch ins Jenseits befördert hatte.

Vater hatte bis jetzt nie etwas zu dem Bogen gesagt, und nun schaute er ihn sich an, als würde er ihn zum ersten Mal sehen. »Wo hast du denn den Bogen her?«, fragte er. »Die sind teuer.«

»Nicht der hier – er ist zu klein. Ein Bogenmacher hat mir das Holz gegeben.«

Vater nickte. »Abgesehen von der Länge ist der Bogen perfekt«, sagte er. »Er ist aus dem inneren der Eibe gefertigt, wo Splintholz auf Kernholz trifft.« Er deutete auf die zwei verschiedenen Farben.

»Ich weiß«, sagte Merthin eifrig. Er hatte nicht oft Gelegenheit, seinen Vater zu beeindrucken. »Das dehnbare